

Gastkolumne

Erinnerungen
aus dem
Museum für
Geräusche

Einst gab es eine Zaubermaschine,
welche Menschen im Nu um die
Welt transportieren konnte. Zum
Beispiel nach Afrika



Caspar Hirschi

Gäbe es ein Museum für ausgestorbene Geräusche, es wäre voller alter Geräte. Wir würden darin Modems, Schreibmaschinen, Telegrafen, Webstühle oder Dampflokomotiven im Originalton hören, und sie würden sich in Zeitmaschinen verwandeln, mit denen wir in vergangene Geräuschkwelten eintauchten.

Als ich ein Kind war, gab es eine Maschine, die kein Museum brauchte, um uns auf Zeitreisen zu entführen. Sie war dafür gemacht. Für mich ist sie noch ganz gegenwärtig, aber schon meine eigenen Töchter haben keine Ahnung mehr, was sie tut und wie sie klingt. Es gibt eine Szene in «Mad Men», der Kultserie um eine New Yorker Werbeagentur in den sechziger Jahren, die den Zauber dieser Maschine wunderbar erfasst. In ihr stellt Don Draper, der Creative Director der Agentur, den Produzenten des Apparates einen Entwurf für eine Werbekampagne vor. Er schaltet ihn ein und sagt: «Dieses Gerät ist kein Raumschiff, es ist eine Zeitmaschine. Es fährt rückwärts, vorwärts, bringt uns an einen Ort, an den wir uns zurücksehnen. Es lässt uns so reisen, wie ein Kind reist. Hin und her und wieder nach Hause, an einen Ort, an dem wir uns liebt wissen.»

Bei uns zu Hause kam die Maschine nur an drei, vier Abenden im Jahr zum Einsatz. Wir

sassen alle im abgedunkelten Esszimmer, der Vater stand als Einziger hinter dem Apparat. Schaltete er ihn ein, hörten wir als Erstes das Gebläse. Es wirkte wie das Hintergrundrauschen für eine Abenteuerreise in die familiäre Vergangenheit. Das nächste Geräusch kam vom Wechselschieber und kündete schon die Landung an der Destination an. Wir sahen für einen Moment eine verschwommene Landschaft, bis ein drittes Geräusch, das Knurren des Autofokus, das Bild schärfte. So begann jede Zeitreise, begleitet von der tiefen Stimme des Vaters, der die einzelnen Bilder zu einer Geschichte verwob, die wir alle schon kannten, bis wir, geblendet vom weissen Licht, das durch den Zigarettenrauch auf die Leinwand prallte, in die Gegenwart zurückgeworfen wurden.

Der Diaprojektor war für mich lange gleichbedeutend mit dem Klang Afrikas. Er brachte uns zurück nach Tansania, wo wir während meiner ersten Kindheitsjahre gelebt hatten. Ich ging auf dem Arm meiner Mutter zum Markt in Dar es Salaam, sass bei einbrechender Dunkelheit in einem Bottich voll Wasser, kurz bevor in der Nähe ein Löwe brüllte, und blickte auf den Frühstückstisch mitten in der Savanne, von dem eine Horde Paviane gleich den Sonntagszopf stehlen und auf der nächsten Schirmakazie verspeisen würde.

Der Höhepunkt jeder heimischen Diashow war aber ein Festmahl der anderen Art: ein Löwenrudel mit den Köpfen im Bauch eines frisch gerissenen Büffels. Hier musste der Vater jeweils ausholen und erzählen, wie uns ein Zoologe der Universität Frankfurt, der mitten in der Serengeti lebte, von einem nächtlichen Todeskampf hinter seiner Hütte berichtet hatte, worauf wir in unserem VW-Bus auf die Suche

Oft kamen alte Bekannte zu Besuch, die noch die Kolonialzeit erlebt hatten und Suaheli sprachen mit einem Akzent, als wäre es ein Schweizer Dialekt.

gingen und die Tiere fanden, als die Schlacht bereits geschlagen war.

Die Diareisen in die tansanische Vergangenheit waren keine Flucht aus dem helvetischen Hier und Jetzt. Afrika war in unserem Haus allgegenwärtig. An den Wänden hingen Kämme der Makonde, unter dem Dach hauste ein Untermieter, der zehn Jahre in Ostafrika verbracht hatte, und oft kamen alte Bekannte zu Besuch, die noch die Kolonialzeit erlebt hatten und Suaheli sprachen mit einem Akzent, als wäre es ein Schweizer Dialekt. Sie hatten eine Teefarm im Nebelwald, wo sie verwaiste Serval aufzogen, Botaniker beherbergten und Ethnologen evakuierten, die es mit der teilnehmenden Beobachtung so weit getrieben hatten, dass sie am lokalen Essen schwer erkrankten oder von den Einheimischen mit dem Tod bedroht wurden. Afrika stand für Geschichten des mutigen Scheiterns und einer Intensität des Lebens, die in der Schweizer Beschaulichkeit fehlte.

Der Diaprojektor trat als afrikanische Geräuschkulisse erst in den Hintergrund, als wir wieder nach Tansania reisten. Ich war damals elf, hörte die Vögel und Zikaden und fühlte mich sofort zu Hause. Für den Sommer 2020 hatten wir die nächste Reise geplant, diesmal mit den eigenen Kindern. Dann kam der Lockdown, und das Leben zog im ewigen Einerlei der täglichen Bildschirmverrichtungen am Fenster vorbei. Musste ich frische Luft schnappen, rettete ich im Gartenteich Kaulquappen vor gefräßigen Molchen. An manchen Abenden aber ertappten mich die Töchter dabei, wie ich am Computer Löwen zuschaute, die einen Büffel jagten.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Wer zahlt,
will nicht
nur fördern



Felix E. Müller

Kommende Woche wird das Parlament ein Massnahmenpaket zur Medienförderung beschliessen, das mit 120 Millionen Franken neuen Subventionen pro Jahr üppig ausgestattet ist. Den bundesrätlichen Vorschlag übertrifft es deutlich an Grössigkeit. Man kann also den Eindruck gewinnen, die Medien verfügten in Bern über viel Sympathie.

In auffallendem Kontrast dazu steht die Tatsache, dass dieselbe Volksvertretung gleichzeitig verschiedene Massnahmen gefordert oder umgesetzt hat, die darauf hinauslaufen, den Medien die Arbeit zu erschweren. So sollen kritische Artikel einfacher schon vor ihrer Publikation verhindert werden können, Medien müssen weiterhin Gebühren für die Offenlegung amtlicher Dokumente bezahlen, und aus dem Ständerat erging die ultimative Forderung an den Bundesrat, Indiskretionen zu bekämpfen.

Auch wenn diese beiden Tendenzen zunächst widersprüchlich erscheinen, haben sie sehr viel miteinander zu tun. Denn psychologisch gesehen erleichtert die Subventionierung der Medien dem Politiker natürlich Eingriffe in deren Arbeitsweise, nach dem Motto: Je mehr Millionen, desto grösser die gefühlte Berechtigung zu sagen, was im Journalismus noch geht und was nicht mehr.

War das Verhältnis der Politik zu den Medien immer schon konfliktbeladen, so scheint sich die Stimmung in letzter Zeit deutlich verschlechtert zu haben. Der Zürcher Kantonsrat kritisierte etwa offiziell und parteiübergreifend den «Tages-Anzeiger» für die Berichterstattung über die Affäre rund um das Universitätsspital – in der Schweiz ein einmaliger Vorfall.

Es lassen sich somit gleich zwei Prognosen machen: Die Subventionen an die Medien werden – so wie alle Subventionen – ansteigen. Gleichzeitig düngte die Versuche, dem Journalismus enge Schranken aufzuerlegen, zunehmen.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Irgendwie, irgendwo, irgendwann



Nicole Althaus

Das zweite Mal Pubertät ist einfacher. Da hat man als Mutter das Kontingent an Wut- und Panikattacken, das jedem Erziehungsberechtigten zusteht, schon für das erstgeborene Kind verbraucht und sich so etwas wie Coolness zugelegt. Vielleicht hat man sich auch einfach an einen gewissen Pegel von Angst und Ärger gewöhnt und kommt im Alltag besser damit klar, dass Halbwüchsige zum schwarzen Loch mutieren, in dem Essensvorräte, Fragen, Lieblingsschuhe und alle gut gemeinten Ratschläge verschwinden.

Ja man lernt sogar, der jugendlichen Freizeitplanung mit Gelassenheit zu begegnen, die im Wesentlichen daraus besteht, mit irgendwelchen Freunden irgendwo zu sein,

irgendwas zu machen und irgendwann nach Hause zu kommen. Bei der älteren Tochter fehlte mir noch positives Bildmaterial, um es mit der Vorsilbe «irgend-» zu assoziieren; ich sah sie schon aus der Schule fliegen und in die Drogen abrutschen. Heute aber sehe ich jeweils das Bild der Erstgeborenen an der Maturfeier vor mir, wenn die Jüngere die mütterliche Neugier nach dem Abendprogramm ins Leere laufen lässt, und ich denke: Irgendwie hat das ja damals auch geklappt.

Das zweite Mal Pubertät geht so viel einfacher, dass ich manchmal ein schlechtes Gewissen habe, meiner Zweitgeborenen nicht ein gesundes Mass an mütterlicher Besorgnis und Misstrauen entgegenzubringen. Manchmal frage ich sie nicht einmal mehr, wie es im Ausgang war, da ich die Antwort von früher kenne: So wie immer. Ich weiss, dass nun auch die zweite Tochter in der Siri-Phase angekommen ist, in der die Adoleszenten die Erwachsenen mit programmierten Standardantworten ruhigstellen. Ich will nicht abgeklärter rüberkommen als ein Teenager nach dem ersten erfolgreichen Alkoholeinkauf, aber ich bin mit meinen Töchtern gereift. Ich höre mittlerweile sogar,

wenn das «So wie immer» nicht klingt wie immer. Und ich weiss, dass nichts aus der Tochter herauszubringen ist, wenn ich sie mit Fragen löchere. Wenn sie mir irgendetwas erzählen will, tut sie es irgendwann.

Hat man erst einmal akzeptiert, dass die Pubertät ein einziges grosses «Irgend» ist und das Ungefähre heute ganz selbstverständlich bis in die Geschlechtsidentität hineinreicht, dann muss man als Mutter nur noch warten, bis Siri das letzte Update geladen hat und fertig programmiert ist. Und das geht manchmal schneller, als einem lieb ist. Jedenfalls habe ich festgestellt, dass die Konkretisierungsphase, ein untrügliches Zeichen erwachsener Reife, bei der Kleinen bereits eingesetzt hat. Seit wir in die Stadt gezogen sind, hat sie das Irgendwo nämlich ganz konkret in unsere Wohnung verlegt. Das hat den Vorteil, dass es da immer irgendwas zu trinken gibt. Und dass das Irgendwas im Keller auf Vorrat lagert, also länger reicht, besser schmeckt und vor allem nichts kostet. So rief mich die Tochter also am Freitag gegen Abend im Büro an und wollte wissen, wann ich nach Hause komme. Eine Millisekunde dachte ich schon, sie brauche mich. Aber als

Die Freizeitplanung besteht darin, mit irgendwelchen Freunden irgendwo zu sein, irgendwas zu machen und irgendwann nach Hause zu kommen.

ich antwortete: «Bald», sagte sie: «Irgendwann nach zwölf wäre besser.» Sie habe nämlich spontan ein paar Freunde eingeladen, und die hätten spontan beschlossen, da abzuhängen und irgendetwas zu essen. Ob ich ihr nicht schnell das Pasta-Rezept schicken könne, das ich letzte Woche gekocht habe. Burrata sei ja noch im Kühlschrank.

Ich tat also wie geheissen und suchte dann in meinem Handy irgendjemanden, mit dem ich spontan den Abend auswärts verbringen konnte. Als ich kurz vor zwölf nach Hause kam – einen Blick auf die Party-Runde will sich auch eine pubertätserprobte Mutter nicht entgehen lassen –, sass Menschen im Vorgarten, die ich noch mit Zahnsperre kannte, hörten Musik und planten schon vorsorglich den Maturstreich in der Schule, der auf keinen Fall so schlapp werden sollte wie der diesjährige. Das Treffen fühlte sich so sentimental an wie Campari Orange. Ich beschloss, in der Bar um die Ecke noch einen Whiskey zu trinken. Irgendwie wollte ich grad nicht stören.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».